

ratsvorsitzenden Adam Czerniaków. Die aus Kehl gebürtige Adolphine Bertha (genannt Else) Pfeiffer (1889–1971) berichtet über ihre Anstrengungen, jüdische Verfolgte zu retten, und bekennt, sie habe „die jüdische Hölle gemeinsam“ mit ihnen durchlebt (S. 572); im April 1944 ins KZ Ravensbrück verschleppt, begab sie sich nach der Befreiung wieder zurück nach Warschau.

Der vierte Abschnitt enthält 9 Schriftstücke über die Forschungsanstrengungen in Bezug auf Gettos und Lager. Darunter ist ein richtungsweisender Beitrag von Nachman Blumental über die im nationalsozialistisch beherrschten Polen geschaffene Begriffswelt, die sich anfangs im Deutschen, dann ganz rasch auch im Jiddischen und weiteren Sprachen mit neuen Wörtern bzw. gewandelten Wortbedeutungen niederschlug. Ein Beispiel dafür ist „Aktion“ und damit zusammengesetzte Wörter wie „Judenaktion“, „Polenaktion“ usw., mit denen der Massenmord kaschiert wurde (S. 719 f., 726 f.). Sieht man von Victor Klemperers *Lingua Tertii Imperii* ab,¹ wurden solche sprachkritischen, auf eine Bereinigung des Wortschatzes abzielenden Betrachtungen in den Nachfolgestaaten NS-Deutschlands leider kaum vorgenommen, geschweige denn in Taten umgesetzt. Die negativen Auswirkungen dieses Versäumnisses waren daher im öffentlichen wie im Behörden-diskurs noch lange spürbar, und sie sind es mitunter bis heute.

Die Sammlung stellt gewissermaßen einen – bedeutsamen – Teil der Quellengrundlage bereit, den die Vf. für ihre Dissertation ausgewertet hat.² Sie bezeugt zugleich, wie sehr sich die Überlebenden bemühten, der Sicht der Opfer, deren alltäglicher Lebenssituation und deren Sterben unter dem NS-Regime Raum zu geben und überhaupt das Leid und die Erfahrungen in den Jüdischen Gemeinden in den Mittelpunkt zu rücken. Dankenswerterweise sind der Sammlung ein Personen-, ein Orts- und ein Sachregister angefügt, außerdem gibt es anschauliche Fotoaufnahmen und Biogramme wichtiger Beteiligter.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

¹ VICTOR KLEMPERER: LTI. Notizbuch eines Philologen, hrsg. von ELKE FRÖHLICH, Ditzingen 2020 (zuerst erschienen Berlin 1947).

² Siehe meine Rezension von: LAURA JOCKUSCH: Collect and Record! Jewish Holocaust Documentation in Early Postwar Europe, Oxford 2012, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 64 (2015), S. 464–466.

Achim Wörn: Der Jischuw an der Oder. Juden in Stettin, 1945–1950. (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 54.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2021. XI, 378 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-87969-443-3. (€ 70,-)

Das Buch beruht auf einer Dissertation, die am Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin verfasst wurde. Die Arbeit soll „zugleich eine Lokalstudie zur Ansiedlung von Juden in den vormals zu Deutschland gehörenden Gebieten sein und dabei auf die Besonderheiten der Stettiner Ansiedlung eingehen“, was durch eine breite Kontextualisierung erreicht werden solle (S. 9). Achim Wörn stützt sich auf die breit angelegte Auswertung zahlreicher Archivalien (in polnischen, amerikanischen und israelischen Archiven), zeitgenössischer Presse und Periodika sowie niedergeschriebener und in Interviews festgehaltener Erinnerungen der Akteure.

Bei Stettin mit seinem Umland handelte es sich anfänglich um ein „Niemandland“, dessen staatliche Zugehörigkeit bis August 1945 noch nicht eindeutig festgelegt war („Wettlauf um Stettin“) und wo die sowjetische Militärverwaltung eine machtvolle Position einnahm. Es gab zwar noch deutsche Einwohner, die man als Arbeitskräfte brauchte, aber ihre Zahl nahm kontinuierlich ab. Schon allein diese Umstände erleichterten Plünderungen und gewaltgeladene Willkür. U. a. deswegen war diese Gegend als „Wilder Westen“ verschrien und lockte dementsprechend nicht nur Heimatlose oder auf einen Aufstieg Hoffende, sondern auch Abenteurer und Rabauken an.

Juden befanden sich vor allem in der Gruppe der heimatlos Gewordenen, daneben gab es vereinzelt Vorkriegsstettiner. Manche hatten in Verstecken überlebt, die meisten aber kamen aus der Sowjetunion (*flight survivors*), wo sie den Krieg in den Arbeitslagern in großer Armut und mit schwerer körperlicher Arbeit verbracht hatten. Zuerst kehrten sie für gewöhnlich in ihre Heimatgemeinden zurück, wo sie feststellen mussten, dass ihre Familien ausgelöscht und ihre Besitztümer von Fremden oder Nachbarn „angeeignet“ worden waren. Damit wuchs der Druck, sich neue Wohnorte zu suchen. Eine große Gruppe von Juden stammte aus Ostpolen, das jetzt in die Sowjetunion eingegliedert war, was zu mehreren Ausreisewellen nach Polen führte. Diese regionale Abstammung unterschied Juden von den zugereisten Polen, die mehrheitlich aus den angrenzenden großpolnischen Gebieten kamen und junge Männer waren (Gender-Unterschiede werden von W. erwähnt, aber nicht analysiert).

Eigentlich wollten die meisten jüdische Ansiedler nach Schlesien gelangen, wo viele Ortschaften gute Perspektiven versprachen: günstige Lebensbedingungen, genug Arbeit und ein reiches jüdisches Kulturleben und Gemeindewesen. Nun aber wurden viele von ihnen nicht nach Schlesien, sondern in die anderen „Wiedergewonnen Gebiete“ geschickt. Diese sollten mit ihrer Hilfe neu besiedelt und dabei „re-polonisiert“ werden, nicht zuletzt, um auch die Grenzen dauerhaft sichern. Die so intendierte neue Stadtgesellschaft imaginierten die kommunistischen Machthaber als progressiv sozialistisch. Andererseits gab es auch Pläne, dort „ein jüdisches nationales Siedlungsgebiet“ zu schaffen (S. 59–63).

Nur war aber ausgerechnet Stettin, schon allein wegen des massiven Zerstörungsgrades, auf diesen Andrang von Zugereisten gar nicht vorbereitet. Die Verwaltung, soweit sie überhaupt existierte, schien überfordert und konnte weder Wohnraum noch Arbeit und in vielen Fällen nicht einmal Lebensmittel oder medizinische Hilfe bereitstellen. Den traumatisierten, gebrechlichen und (häufig an Tuberkulose) erkrankten Neuankömmlingen, die oft nichts besaßen, bot sich keinerlei Perspektive; nicht einmal das Überleben war gesichert. Erschwerend hinzu kamen noch die weit verbreiteten antijüdischen Ressentiments. In dieser bedrohlichen Situation kam den Enttäuschten immerhin die Grenzlage der Stadt, die legere Moral des sowjetischen Militärs und die anfängliche Einstellung der polnischen Verwaltung zugute. All diese Faktoren begünstigten die Ausreise auf deutsches Gebiet und die weitere Emigration. In vielen Fällen handelte es sich dabei eigentlich um eine Familienzusammenführung, da die einzigen lebenden Verwandten schon vor dem Krieg emigriert waren und in ihren neuen Heimatländern lebten. Auf diese Weise verringerte sich die Anzahl der jüdischen Zugereisten in Stettin in hohem Tempo, dauerhaft geblieben sind nur wenige (ca. 4 000). Manche von ihnen sind buchstäblich in der Stadt gestrandet, denn die Emigration wurde nach 1947 erschwert und nach 1951 unmöglich gemacht.

W.s Darstellungsweise besticht mit ihrer Nähe zum alltäglichen Geschehen: Der Vf. schildert überzeugend die Wege nach Stettin, Motivationen, Wohngegenden und Wohnverhältnisse. Nach der turbulenten Ankunft beschreibt er die Bemühungen der Ankömmlinge, sich das Leben unter den neuen Umständen einzurichten; insbesondere die Suche nach Arbeit und materieller Unterstützung. In beiden Fällen wandten sich die Bedürftigen entweder an die Verwaltung oder aber an die jüdische Gemeinde und ausländische Hilfsorganisationen (Joint Distribution Committee, Landsmannschaften und Privatinitiativen). W. weist auf die ungleiche Behandlung der Bedürftigen, den wachsenden Antisemitismus und die Abwehrstrategien hin. Er schildert, wie man im jüdischen Milieu an die Vorkriegsverhältnisse anzuknüpfen versuchte, indem sich in Stettin sowohl eine jüdische Konfessionsgemeinde – und chassidische Stübchen (Gebetsräume) – als auch Parteien (Bund, diverse Zionistenverbände) und Landsmannschaften neu organisierten. Beachtlich waren die Aktionen, die zur Gründung jüdischer Schulen führten, welche wiederum aufgrund der jiddischen Unterrichtssprache rasch polonisiert wurden. Die Programmatik des Bundes, dessen Anhänger eigentlich in Polen bleiben wollten, verlor immer mehr an Rückhalt, während der Zionismus an Bedeutung gewann. Der Vf. analysiert die Gründung der Genossenschaften und Kibbuzim (sowie weitere Versuche der Abkehr von dem als unprodukt-

tiv eingeschätzten Handel). Spannend zu verfolgen sind die Bemühungen, Juden politisch für die Kommunistische Partei einzuspannen und jüdische Organisationen immer strenger zu kontrollieren – ein Prozess, der in den internen Parteiberichten und Zeitungsartikeln gut belegt ist.

Das Buch ist für Migrationsforscher interessant und richtungsweisend, indem es einen in vielfacher Hinsicht misslungenen Versuch, an einem neuen Ort sesshaft zu werden, analysiert. Zudem reiht es sich in die immer größere Zahl von Arbeiten ein, welche die bis dahin wenig erforschten Nachkriegsrealitäten näher beleuchten und die Bedeutung der Zäsur vom Jahr 1948 herausarbeiten. Die Arbeit verdeutlicht, wie sich totalitäre Prozesse auf eine Minderheit auswirkten. Dies geschieht aus der Perspektive einer auf unterschiedliche Weise verwundeten Grenzstadt, die ihre Bevölkerung und ihre Entwicklungsressourcen verloren hat. Die Forschung zu anderen pommerschen Städten und Regionen kann an dieses Buch mit Gewinn anknüpfen. Zusätzlich bietet es eine wertvolle Ergänzung zu Arbeiten, die das Aufblühen jüdischen Lebens nach dem Zweiten Weltkrieg in Schlesien (z. B. in Dzierżoniów) analysieren;¹ zu fragen wäre, ob W.s Buch die andere Seite derselben Medaille zeigt. Während Stettin in der Forschung als eine Stadt übermittelt wird, die polnischen Zugereisten durchaus die Perspektive auf einen Aufstieg bot, scheint dies im Falle der jüdischen Überlebenden nicht zutreffend gewesen zu sein.

Dresden

Hanna Kozińska-Witt

¹ Z. B.: KAMIL KŁEK: Aliens in the Land of Piast. The Polonization of Lower Silesia and Its Jewish Community in the Years 1945–1950, in: TOBIAS GRILL (Hrsg.): Jews and Germans in Eastern Europe. Shared and Comparative Histories, Berlin 2018, S. 234–255.

Andreas Schmidt-Schweizer: Die westdeutsch-ungarischen Beziehungen im Zeitalter der bipolaren Weltordnung (1947–1990). / A magyar-nyugatnémet kapcsolatok a bipoláris világtrend idején (1947–1990). tredition. Hamburg 2021. 171 S. ISBN 978-3-347-36792-0. (€ 19,99.)

In der Historiografie ist die klassische Diplomatiegeschichte seit Jahrzehnten ins Hintertreffen geraten. Diese Aussage trifft insbesondere auf die Erforschung der diplomatischen Beziehungen zwischen Ostmitteleuropa und Westeuropa im Kalten Krieg zu. Auch deswegen war es ein mutiges Unternehmen von Andreas Schmidt-Schweizer, die zwischenstaatlichen Beziehungen Ungarns und Westdeutschlands zwischen 1947 und 1990 aufzugreifen. Für die Beschäftigung mit einem Thema der deutsch-ungarischen Diplomatiegeschichte ist der Autor nahezu ideal prädestiniert: Er studierte und promovierte an deutschen Universitäten (München, Freiburg) und befasst sich seit den 1990er Jahren mit Fragen der deutsch-ungarischen Beziehungen. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Geschichtswissenschaft an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (heute „Institut für Geschichtswissenschaft des Zentrums für Humanwissenschaften“) und hat seit 2012 mehrere Quellenmodule für das Herder-Institut in Marburg erstellt.

Seine wissenschaftliche Expertise und das gewählte Thema der vorliegenden zweisprachigen Monografie sind also vielversprechend. Die zwischenstaatlichen Beziehungen Ungarns und der Bundesrepublik Deutschland im Kalten Krieg waren bislang kein intensiv erforschtes Thema, was mehrere Gründe hat. Zum einen verlor Ungarn am Ende des Zweiten Weltkriegs aufgrund der sowjetischen Einflussnahme seine traditionelle Deutschlandorientierung. Die Rezensentin wundert sich deshalb, warum die Analyse der zwischenstaatlichen Beziehungen nicht mit dem Jahr 1945, als die abrupte Entflechtung stattfand, beginnt. Zum anderen gibt es bis in die 1970er Jahre hinein nicht viel über die ungarisch-westdeutschen Beziehungen zu berichten. Der Bundesrepublik Deutschland waren anderweitige Kontakte – auch innerhalb des sog. Ostblocks – wichtiger, und Ungarn bevorzugte aus politisch-ideologischen Gründen die Verbindungen zur Deutschen Demo-